

Illustrirtes Sonntagsblatt



Beilage zur „Küdenscheider Zeitung“.

Verlag von Elgenkamp & Ruhl in Küdenscheid.

Vorurteile.

Roman von Hans Salm.

(1)



er alte, stille Friedhof glich einem Blütenmeer. Blauer und weißer Flieder prangte mit üppigen Rispen über den verwitterten Kreuzen und Urnen, den von Efeu umspinnenden Steinen.

Aus schluchzenden Nischen sahen die Nachtigallen ihr wonnenvolles Lieb vom Leben und Leiden.

Wie ein großes, lachendes Auge sah die milde Morgensonne in den Garten der Toten hinab, und die rosigen Kinder des Dorfküsters lachten und lachten zwischen den blühenden Bügeln.

Horch!

Die fröhlichen Stimmen verstummten.

Truergeloden. Der Bläserchor.

Ja, nun trug man ihn wohl zur Ruhe. Selbst die kleinen Kinder wußten, wer heute in dieses blumige Reich des Friedens einziehen sollte. Der Vater war ja vor einer Stunde fortgegangen, um seines Amtes zu walten, und sie hatten den freundlichen Herrn gekannt, der nun hier schlafen und ruhen sollte.

Wie hatten sie gestaunt, wenn er in seiner schmutzen Uniform die Dorfstraße hinabschritt! Wie waren sie stolz gewesen, wenn er sie lachend über die schmutzen Lädchen krich und ihnen einen scherzhaften Gruß an Vater und Mutter auftrug!

Alle kannten ihn ja, die hier im Dorfe wohnten, und selbst alte und mürrische Geschlechter wurden heller, wenn man von dem Herrn Leutnant sprach.

Er war mit seiner einzigen Schwester hier in der Gegend aufgewachsen — als Sohn eines reichen Steinbruchbesizers. Aber seine Eltern starben, der Besitz ging in andre Hände über, und die Geschwister kamen unter die Obhut einer Tante, eines alten, als

leinstehenden Fräuleins, welches im Schloßchen eine hübsche Wohnung innehatte.

Das Schloßchen, welches inmitten eines großen, wenig gepflegten Parkes hart am Waldrand lag, hatte bis vor etwa fünfzig Jahren einer fürstlichen Familie als Som-



Gedenktafel der Mutter Jos. V. v. Scheffels in Oberndorf a. Rhodar.

meraufenthalt gedient. Nun wurde es aber zum Teil an einige adlige Damen vermietet, deren Angehörige zur Umgebung des jetzigen Fürsten gehörten, und nur notdürftig in stand gehalten.

Ohne Zweifel waren die Geschwister Rasmus nicht ohne Vermögen, denn der Leutnant hatte in der nahen Garnison sehr

fröhlich und verschwenderisch in den Tag hineingelebt, und seine Schwester zählte zu den elegantesten Erscheinungen, welche man auf den Offiziers- und Landwirtsbällen feierte.

Nun waren die Zwei, diese schönen und lebensdurstigen Menschenkinder, mit einemmal und für alle Zeiten von einander gerissen.

Leutnant Rasmus verunglückte bei einem Rennen. Zu leiden hatte er nicht. Bewußtlos lag er unter seinem Pferde, als die entsetzten Freunde zu ihm stürzten, und er starb noch auf dem Rennplatz in den Armen seines ihm nächststehenden Kameraden, des Leutnants von Winterfeld.

Neugierig ließen die Kinder an die breite Altagienallee, welche durch die Mitte des Friedhofs führte, und ihre roten Bäckchen erblähten und erschauerten, als die feierliche, schwermütige Muffel näher und näher kam und der mit Blumen ganz bedeckte Sarg ihren hangen Bliden erschien.

Da das Haus ihrer Eltern hart am Friedhof lag, war ihnen dieser Anblick ein längst vertrauter, aber mit ganz besonderer Lebhaftigkeit suchten ihre Kindergebanten nach dem ursächlichen Zusammenhang zwischen diesem Sarg und dem fröhlich lachenden, stolzen Mann, der noch vor wenigen Tagen zu ihnen gesprochen hatte, und die unerbittliche Gewalt des blinden Schicksals schien sich ihnen hier zum erstenmal zu offenbaren.

Die Bläser schwiegen. Eine große Zahl schwarzgekleideter Männer und Frauen, bunter Uniformen und blühender Helme besetzte und füllte plötzlich den eben noch so stillen Garten.

Mit weit aufgerissenen Augen standen die Kinder beiseite und folgten klopfenden Herzens all jenen traurigen, wunderbaren Bräuchen und Ehren, welche gerade diesem Toten zum letzten Lebenswohl erwiesen wurden.

Ja, das war ein prächtiges Begräbniß!

„So schön ist noch gar keins gewesen,“ seufzte das kleinste Mädchen.
„Weil er doch ein reicher Mann war!“ belehrte sie die ältere Schwester mit ernsthaftem Gesicht.
„Mein, weil er ein Soldat war!“ rief der Knabe eifrig. „Daher haben sie auch geschossen.“

„Und weil er so gut war!“ sagte die Älteste wieder, und dann wurde sie plötzlich von einem tröstlichen Gedanken erfaßt. „Ach, kommt! Wir wollen in den Wald laufen und Maiblumen pflücken. Wollen sie ihm auf das Grab tun. Weil er so gut war!“

Und ganz erfüllt von diesem schönen Plan, faßten sie sich an den Händen und liefen davon. — Nun wurde es wieder still unter den blühenden Fliederbüschen. Menschenworte und Menschen Schritte verklungen, und die verschuchten Nachtigallen lehrten auf ihren Zweig zurück und schluchzten und juchzten aus zitternden Kehlen.

Nur drei Gestalten noch standen um das Grab: eine kleine alte Frau und ein großes, schönes Mädchen, beide in tiefeschwarzen Trauerkleidern, vor ihnen in ehrfürchtiger Haltung ein junger Offizier.

„Ich hoffe, nicht unbescheiden zu sein,“ wendete er sich an die alte Dame, „wenn ich Ihnen in aller Ergebenheit meine Dienste anbiete. Ich habe die Angelegenheiten Ihres Herrn Neffen ziemlich genau gekannt und bitte, dieselben ordnen zu dürfen. Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen dann Rechenschaft über das von meiner Seite Gesehene abzugeben. Und wenn ich Ihnen sonst mit meinem Rat dienen kann. . . Als nächste Angehörige —“ er verbeugte sich auch mit ernster Höflichkeit gegen das junge Mädchen — „wird man Sie ja doch nicht ganz — unbehelligt lassen.“

Er sprach die letzten Worte etwas zögernd, und peinliche Verlegenheit malte sich in seinen straffen, klaren Zügen. Doch entging dies der schwerhörigen und immer noch bestig schluchzenden alten Dame, und sie streckte dem jungen Mann ihre schwarzbehaarte Rechte entgegen.

„Tausend Dank, Herr Baron,“ weinte sie. „Ich würde Ihnen allerdings sehr verpflichtet sein — bin von andern Kummernissen und Sorgen jetzt so ganz in Anspruch genommen. Alles kommt Schlag auf Schlag über mich.“

Das Mädchen horchte hoch auf. An ihren Wimpern hing keine Träne, aber ihr Gesicht war wie versteinert vor Schmerz.

Was bedeutete dieses Zögern in der Stimme des Barons? War etwas zu verbergen in ihres Bruders Leben? Etwas, was dieser Mann wollte und sie nicht wissen lassen wollte?

Weinvoll und fieberhaft arbeiteten ihre Gedanken in diesem Augenblick.

Ohne Zweifel handelte es sich um geschäftliche Angelegenheiten. Egon warf ja das Geld mit vollen Händen um sich, und gewiß waren seine Verpflichtungen zu einer erschreckenden Höhe angelaufen.

Entsetzlich war's, an dergleichen zu denken, während das Herz noch blutete vor Jammer um das schöne, blühende, fröhliche Leben des Verlorenen.

Mußte dergleichen schon jetzt erörtert werden? Hier an seinem Grab?

Vielleicht war das Anerbieten des Barons ihrer Tante in dieser Stunde ein gewisser Trost. Ihr selbst erschien es als eine Herzlosigkeit, eine Zudringlichkeit, welche sie gerade von den Lippen dieses kalt berechnenden Mannes auf das tiefste verletzte.

Ah! Sie durchschaute diese festen, unbewegten Züge. Er schmiedete eine Waffe mehr gegen sie.

Hart und abweisend wurde ihr Blick. Hatte der arme Verstorbene Schulden hinterlassen, — gut, so wurden sie eben bezahlt, und wenn sie selbst den letzten Pfennig ihres Vermögens dazu hergab. Wozu dieser Zwischenträger?

Wenn Ihnen auch an meiner Antwort liegt, Herr Baron,“ sagte sie mit klangloser Stimme, „so bitte ich Sie, mir erst einige Stunden der Sammlung zu gönnen. Auch meine Tante wird sich inzwischen zu fassen wissen.“

Er zuckte zusammen und wurde um einen Schein fahler.

„Verzeihung!“ erwiderte er und schritt trotz ihrer fast beleidigenden Haltung neben ihr her dem alten verwitternden Tore zu, vor welchem zwei Wagen noch wartend standen.

Dort blieb er noch einmal in fast bitrender Haltung vor ihrer Tante stehen.
„Es handelt sich um eine ganz bestimmte Angelegenheit,“ sagte er, „die noch im Lauf dieses Tages erledigt werden muß, eine leidige Geschäftssache, die ich Ihnen gerade in diesen bittersten Stunden fernhalten möchte. Sie wissen, daß ich das volle Vertrauen Egons besaß, und können überzeugt sein, daß seine Ehre und sein Andenken mir heilig sind wie Ihnen selbst.“ Und er richtete sich wieder förmlich auf. „Gnügt Ihnen diese Versicherung, gnädigstes Fräulein?“

Schluchzend drückte die alte Dame ihm beide Hände.

„Sie guter, treuer Freund! Gott segne Sie! Darf ich Sie morgen vormittag zu einer kurzen Besprechung erwarten? Heute bin ich nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.“

Und ihr kleines, tränenerfülltes Gesicht glühte auf wie im Fieber.

Noch eine kurze, ernste Verbeugung zu ihrer Rechte hin, dann trat er von dem Wagen zurück, welchen die Damen bestiegen.

Die Pferde zogen an, und Magdalene Rasmus sah sich mit ihrer Tante allein.

Es wurde während der kurzen Fahrt kein Wort zwischen ihnen gewechselt. In drückendem Schweigen saßen sie nebeneinander. Das alte Fräulein von Diehl weinte herzbrechend in ihrer Ecke. Wie erstarrt von Gram und Entsetzen blickte das junge Mädchen vor sich nieder.

Nun war es also vorbei. Alles vorbei. Wie eine Kerze vom Hauch des Windes war das geliebte Leben verloscht. Nun schlief es da draußen, und sie waren allein. . . .

Der Wagen hielt am Eingang des stillen Parkes, und Magdalene führte ihre Tante sorglich am Arm über die breiten Wege, unter den wuchernden Büschen dahin.

Auch hier Blüten, wohin man sah, und der süße Wonnelaut jubelnder Vögel. Zwischen dunklen Tannen und lichten Birken barg sich das kleine, graue Schloß. Die beiden betraten das hochgelegene

Erdfest, in welchem sie eine Flucht niedriger und altertümlich gebauter, aber behaglich und sehr geschmackvoll eingerichteter Zimmer inne hatten.

Einige Verwandte und nahe stehende Bekannte traten ihnen entgegen und hießen sie mit wehmütiger Herzlichkeit willkommen.

Mehrere derselben waren auf die Schreckensbotschaft von fernher gekommen. Man hatte sich lange nicht gesehen, und wenn die Stimmung auch eine tiefbedrückte war, so fand man in dem Beisammensein doch eine Erleichterung, eine Beruhigung. Man tauschte auch andre Gedanken aus, berichtigte auch über andre Erlebnisse, und erst als der Abend kam und die Gäste eilig aufbrachen, um den Schnellzug noch zu erreichen, kamen Tante und Nichte wieder zum vollen Bewußtsein ihres Verlustes.

Die erstere fühlte sich so erschöpft von seelischen Qualen und äußerer Unruhe, daß sie bald ihr Lager aufsuchte und das graue Haupt in ohnmachtähnlicher Schwäche auf das Kissen sinken ließ.

Erst und mortlos, wie sie den ganzen Tag über gewesen war, reichte Magdalene ihrer greisen Verwandten alles Erforderliche, um ihr Leiden zu lindern, und blieb bei ihr, bis die milde gemeinen Augen sich zu mochtätigem Schlummer schlossen.

„Wie bin ich dankbar,“ das war ihr letzter Seufzer gewesen, den treuen Winklerfeld zur Seite zu haben! Gebe Gott nur, daß es sich nicht um ernsthafte Schwerkriegshandeln handelte, denn Egon's aufgeregtes Wesen in letzter Zeit hat mich oft mit den schwersten Besorgnissen erfüllt! Sehr lange ist mir vor den Größungen, die Winterfest mit morgen machen wird, — aber — er wird schon alles ordnen — er ist ja die Pflichttreue, die Ehrenhaftigkeit selbst. . . .“

„Ja — natürlich!“ erwiderte Magdalene und küßte die weiße, schmerzlich gefurchte Stirn.

Wie gut, daß das alte Fräulein etwas schwerhörig war! Wie gut für sie selbst! Sonst hätte der herbe Klang der jugendlichen Stimme zu ihren Sorgen wohl noch eine neue hinzugefügt und den Schlummer noch einmal von ihren matten Lidern geschwächt.

Mit leisen Schritten verließ Magdalene das Zimmer ihrer Tante und suchte den behaglichen Wohnraum auf, der ihr selbst zur Verfügung stand.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Gemach mit weißgetünchter Balkendecke und zarter Marmorplatte. Hellgrüne Möbel standen zwanglos umher, Tische und Schränkchen hatten die Damen aus der früheren Einrichtung des Schloßes erhalten und pflanzten mit ihren zierlichen, geschwörkelten Formen sehr wohl in den alten Raum. Auf den breiten Fenstersimsen standen blühende Pflanzen, und ein allerliebster, schneeweißes Brachfinkenpaar duckte sich schlafend in einem freistehenden Messingkäfig. Vom Mittelbalken der Decke herab hing eine große helleuchtende Kugel, welche das heitere, kleine Paradies mit klarem Licht übergoß.

Wie ein Fremdling erschien sich das schwarzgekleidete Mädchen heute in diesem eignen Raum. Wie ein dunkler Schatten bewegte sie sich zwischen den hellen Möbeln. . .

mit gerungenen Händen . . . ruhelos —
friedlos.

Vor ihrem Schreibtisch blieb sie endlich
für einige Augenblicke stehen, hob das Bild
eines jungen Offiziers in schmaler Rü-
cktasche von der kostbar eingelegeten
Platte, bedeckte es mit Küffen und schlug
dann aufschluchzend die Hände vor das
Gesicht.

Uch! Die ersten Tränen, welche sie fand,
seit die plötzliche Schreckensstunde sie erreichte!
Wie zu Stein und Eis erstarrt, hatte das
Herz ihr in der Brust gelegen und nun tat
die Rührung wohl.

Sie kniete vor einem der kleinen Sessel
zu Boden und weinte wie ein müdes, ver-
lassenes Kind, bis sie ruhiger wurde.

Dann erhob sie sich, betrachtete das ge-
liebte Bild noch einmal und griff hierauf
nach einem schweren, bronzernen Leuchter, um
das Gemach zu verlassen.

Wohl wenige ihres Geschlechts und Al-
ters hätten in dieser Stimmung gleich ihr
gehandelt.

In fester Hand die flackernd brennende
Lampe tragend, schritt sie den langen, unter
ihren Schritten hallenden Korridor hinunter,
erstieg einige schmale Stufen und betrat das
kleine Zimmchen, welches ihr Bruder zu
bewohnen pflegte, wenn er zu den Feier-
nachten und Urlaubstagen in das stille Schloß-
haus kam.

Sein Pferd trug ihn in einer halben
Stunde von der Garnison bis in das hei-
matliche Dorf, und wie oft hatte Magda-
lenes Herz freudig geklopft, wenn sie den
wohlbekannten Schall der schlanken Fuß-
schritte vernahm!

Vorbei das alles . . . vorbei! Nichts
bleib ihr als dieser stille Raum, den sie wie
ein Heiligtum halten und mit all den An-
denken füllen wollte, welche das geistige
Bild ihres Bruders in ihr immer wieder
hervorzubringen würden.

Im Augenblick sah es recht kahl hier
aus. Das, was ihm wirklich lieb war,
schmückte jetzt seine Stadtwohnung noch,
und erst im Lauf der kommenden Tage
wollte sie die traurige Pflicht erfüllen, und
die gesamte Hinterlassenschaft wohlgeordnet
hierher bringen.

Die Ausstattung des Zimmers war sehr
dunkel gehalten. Die dornigen Zweige der
Kletterrosen schlugen von außen gegen die
leise klirrenden, bleigefachten Fensterschei-
ben, und unheimlich tönte der Ruf des
Knechtens um die alten Mauern des
Schlosses.

Schaudernd zog Magdalene nun doch
die Schultern zusammen, aber sich rasch be-
herrschend, setzte sie den Leuchter auf den
alten, sekretärartigen Schreibtisch, und zog
einen selbst geformten Schlüssel aus der
Kleidertasche.

Den hatte Egon ihr rätselhafterweise
vor einigen Wochen anvertraut.

„Nimm ihn, Len!“ sagte er. „Ich ent-
behre ihn nicht. Ich habe noch einen zwei-
ten. Und es ist mir lieb, wenn Du für
alle Fälle an meine Schriftstube heran-
kommst. Damit ist nicht gesagt, daß Du
heute oder morgen in den Papieren her-
umstöbern sollst. Lust Du ja auch nicht.
Dazu kenn' ich Dich viel zu gut. Aber —
wie gesagt — für alle Fälle . . .“

Klanglos hatte sie ihn angesehen, aber

gleich darauf hatte er sie lachend geküßt und
sprang mit lustigem Pfeifen die Treppe hin-
unter. Das hatte sie wieder beruhigt, und
stolz auf das unbedingte Vertrauen, welches
er ihr schenkte, tat sie den Schlüssel behut-
sam in eine Kassetten.

Jetzt nun, da sie doch keinen Schlaf
fand und voller Sorge an die seltsamen
Bemerkungen des Barons dachte, hielt sie
es für ihre Pflicht, sich so weit als möglich
über seine Verhältnisse zu unterrichten, ehe
ein Fremder kam, um sie darüber aufzu-
klären.

Langsam öffnete sich die Schreibtisch-
klappe, und ein halb unbewußtes Wachen
hieß Magdalene noch zögern.

Was würde sie finden?

Sie ließ sich in dem breiten, braunleber-
nen Sessel nieder, welcher hinter ihr stand,
und krämpfte die zitternden Hände inein-
ander.

Uch, warum mußte gerade in dieser trü-
ben Zeit eine so wenig angenehme Persön-
lichkeit, wie der Leutnant von Winter-
feld wieder und wieder ihren Weg kreuzen!

Es schien ihr, als würde die Trauer um
ihren Bruder einseitig und entweicht durch
die peinlichen Empfindungen, welche dieser
Mann in ihr wach rief. Selbst über das
Grab des armen Verstorbenen fiel der
Schatten des Leidgeschicks, und in ihren
stimmigen, bitteren Schmerz hinein klang
seine harte, kühle Stimme, wie der Ton eines
widerwärtigen Instrumentes.

Da er der Sohn eines erst kürzlich ver-
storbenen Domänenrathes aus der Gegend
war, kannte sie ihn seit langem, und die
unüberwindliche Abneigung, welche er ihr
einschloß, beruhte durchaus nicht nur auf
einer trostigen Mischgüte.

Der größte Teil ihrer Bekannten beur-
teilte ihn ebenso hart, wie sie selbst es tat,
nur daß andere sich doch immer wieder durch
seinen ungeheuren Reichtum, seine männ-
liche Erscheinung und sein zu gleicher Zeit
vertrauenswürdiges und achtunggebietendes
Aussehen blenden ließen. Jedenfalls
hätte außer ihr niemand gewagt, ihn so un-
verhohlen und absichtlich zu kränken, und
von niemand außer von ihr hätte er es
immer wieder ertragen.

Das, was die öffentliche Meinung so
stark gegen ihn einnahm, war eine nun ver-
jährte, und doch immer noch nicht vergessene
Geschichte.

Vor zwei Wintern war's, daß er sich mit
einem hübschen und allgemein beliebten
Mädchen verlobte, der Tochter eines höhern
Regierungsbeamten, welche mit Magdalene
sehr eng befreundet war.

Sie war anfangs eine glückseligste
Braut, die muntere, immer lachbereite Ellen,
— aber schon in den Wochen nach ihrer
Verlobung fing sie an, ernster und stiller zu
werden, und mit Tränen klagte sie es Mag-
dalene, wie sie unter der Neizbarkeit und
den wechselnden Stimmungen ihres Bräu-
tigams zu leiden habe. Bald überschüttete
er sie mit Aufmerksamkeiten, bald hielt er
tage- und wochenlang sich ihr fern und
machte ihr das Leben dergestalt zur Qual,
daß ihr Vater schon nach einem halben
Jahre die Auflösung des Verlobnisses er-
zwang. Man munkelte auch von einem
harmlos verlaufenen Zweikampf zwischen
Winterfeld und dem Bruder der trostlosen

Braut. Doch lag wohl beiden Theilen daran,
über diesen Vorfall Stillschweigen zu be-
wahren, denn das peinliche Aufsehen, wel-
ches das rasche und völlig unbegründet er-
scheinende Zerwürfniß in den weitverzweig-
ten Bekanntenkreisen der beiden einst Ver-
lobten erregte, war auch ohnedem lebhaft
genug. Man nannte den Baron einen halt-
losen und unberechenbaren Charakter, man
wollte wissen, daß eine andre Frau, eine
bekannte Künstlerin, mit im Spiel war,
man warf ihm den schönsten Leichtsinns
vor, den er unter der Maske heuchlerischen
Strebertums wohl zu verbergen wußte.
Daß er zu den tüchtigsten Offizieren der
Garnison gehörte, stand außer Frage. Sonst
würde ihm nach diesem unliebsamen Vor-
kommnis eine Beförderung sicher gewesen. So
aber blieb er, und die Familie seiner Braut
räumte das Feld. Zufällig oder mit Ab-
sicht, das wußte man nicht recht. Jedenfalls
lagen nun Hunderte von Meilen zwischen
den beiden, und da Ellen durchaus nicht
schrieb, wußte Magdalene jetzt kaum, wie
es ihr erging.

Und nun kam das, was sie selbst betraf:
Ein Jahr, nachdem er seine Verlobung mit
Ellen aufgelöst hatte, warb der Baron von
Winterfeld um sie!

Sie mußte es ihm zugestehen, daß er sie
auf Gesellschaften und Bällen niemals durch
besondere Aufmerksamkeiten belästigt hatte.
Auch bei den häufigen Besuchen, welche er
als Egon's Freund im Schloß abstatte,
hielt er sich durchaus in den Grenzen ernster
Höflichkeit. Doch dann — es war auf
einem Spazierritt, welchen sie zu dreien
unternahmen, und bei welchem Egon vor-
ausgeritten war, um die etwas sumptige
Gegend zu erkunden, — schien seine Selbst-
beherrschung ihn plötzlich zu verlassen, und
in glühenden, leidenschaftlichen Worten bat
er sie um Herz und Hand.

Magdalene war noch sehr jung, und
zum erstenmal vernahm sie die heiße, selbst-
vergessene Sprache verlängerter Liebe. Das
Blut schoß ihr in die Wangen, — eine
Schmach dünkte diese Werbung ihr, — und
Entsetzen lähmte ihre Glieder.

Sie sah Ellens süßes, verweintes Ge-
sichtchen vor sich, sah, wie sie die Hände in
Verzweiflung rang, und ihr zierlicher Kör-
per vor Schluchzen bebte.

So hatte eine andre um diesen Mann
gekittet, der nun auch zu ihr von Liebe und
Ehe zu sprechen wagte, vielleicht, um auch
sie nach kurzer Zeit wandelmüdig und leicht
überfüllt fallen Herzens wieder von sich
zu weisen. Sie hörte kaum, was er sagte.
„Nein, nein!“ rief sie und streckte ab-
wehrend die Hände aus. „Niemaß!“ Und
hob sich dann gebieterisch im Sattel. „Ver-
lassen Sie mich, Baron!“

Er sah sie noch einmal an.
Sein Gesicht war sehr bleich, aber aus
seinen Augen blühte unbeugsames, hartes
Wollen.

„Gewiß werde ich Sie verlassen. Ich
bin nicht der Mann, der zweimal bittet.
Heut sind Sie ein Kind und wissen nicht,
was Sie tun. Doch wenn das Weib in ih-
nen erwacht ist, werde ich wiederkommen,
— nicht um zu bitten, sondern um zu for-
dern!“

Er grüßte kurz und wandte sein Pferd.

(Fortsetzung folgt.)

Der miteffende Franzose.

Heltene Familienzene von Augusta Reich.

Großmutter Clara erzählte mir übrigens, Gustav, daß Gertrud und Meta schon sehr niedlich französisch plappern," sagte Frau Gertrud Lange in Berlin und legte ihrem Manne, der in Papieren blätternd am Schreibtisch saß, eine kleine schmeichelnde Hand auf die Schulter. „Und dabei ist die Sache gar nicht teuer. Das Fräulein bleibt den ganzen Nachmittag und bekommt dafür

willst; aber nochmals: um den Jungen, die ja erst sechs, sieben und acht Jahre alt sind, ein paar französische Brocken beibringen zu lassen, mach' ich mir keine Extra-Ausgaben. Die Sprache kommt sowieso zuerst heran in der Schule.

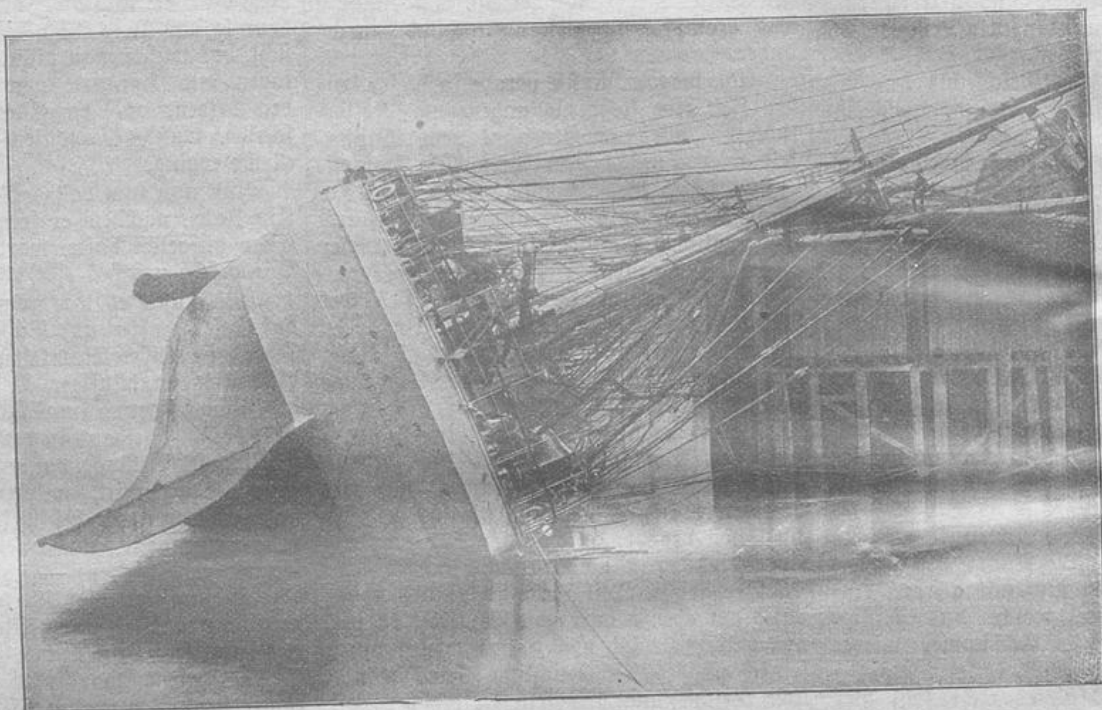
Frau Gertrud fuhr ihm liebtosend über das volle, blonde Haar. „Denkst Du, das würde Deine sparame und praktische Frau verlangen? . . . Und wenn ich es nun schon so einrichtete, daß, ohne Deinen Geldbeutel zu schmälern, die Kinder auch zu ihrem Recht kämen? Wenn Deine Trude nun ausbalbierete, daß der erwähnte nette

„Unsinn, das ist zu stark, Du weißt, wie die Bengels mir ans Herz gewachsen sind.“ Er stieß seinen Stuhl zurück und stand ärgert auf. „Hast Du denn schon bindendes abgemacht mit dem französischen Jüngling?“

„Gewiß, wo die Idee so besonders praktisch ist. Herr Deurpont erscheint morgen.“

„Weißt Du . . . eigentlich bin ich hier . . .“

„Ach, Gustelchen! Und zwei Gänge zum Antrittschmaus bestellte ich mir auch schon drüben im Geflügelgeschäft. Es ist alles eingeleitet. Nun sei so gut. Allons enfants de la patrie (Vorwärts Kinder des Vaterlandes)!“



Bodenreparatur ohne Dock.

Daß Docks bei Schiffreparaturen nicht immer erforderlich sind, erweist man aus unserer Abbildung. Wie leicht kommt es vor, daß Schiffe unterwegs ein Unfall zustoßt und sie gezwungen sind, den nächst gelegenen Hafen aufzusuchen, um an ihrem Ru-Repaturen vornehmen zu lassen. Aber nicht jeder Hafen ist in dem glücklichen Besitz eines Docks, und so sucht man sich denn auf die oben veranschaulichte Art zu helfen. Das Schiff wird auf eine möglichst leichte Stelle gebracht und dann unter Ausnutzung von großen Schwerkraften umgelegt, damit die Schiffsgimmerleute an den Schiffsboden heran können. Es beweist das, daß unsere moderne Schiffahrt mit ihren Riesenschiffen nicht nur Varen, sondern auch Docks gebraucht, denn gerade die Schiffe der Gegenwart sind infolge ihrer komplizierten Bauart weit eher Reparaturen ausgesetzt, als das früher der Fall war.

nur dreißig Mark. Was will das heißen, wenn man bedenkt, den Kindern wird dafür, gleichsam spielend, eine hochwichtige Sache beigebracht. Mademoiselle Hortense soll dazu eine ganz reizende Person sein und einen sehr netten Cousin hat sie, der . . .“

„Ich finde die ganze Sache überflüssig,“ sagte Gustav. „Da spielt viel mütterliche Eitelkeit mit, die Kinder sollten vor allen Dingen erst ordentlich deutsch lernen — das andre kommt dann noch immer zur Zeit.“

„Aber Gustav,“ die junge hübsche Frau runzelte die Stirn, „das sind wieder Deine Ansichten von vor Anno X. Man muß doch den Ansprüchen der Jetztzeit genügen und darf nicht hinterher humpeln. Wir mit unsern drei Jungen nun schon garnicht, wir haben die ganz besondere Pflicht . . .“

„Dafür zu sorgen, daß die Gile nicht länger wird, als der Kram,“ unterbrach ihr Gatte sie. „Ich weiß schon, wo Du hinaus

Cousin bereit wäre, nur für sein tägliches Mittagessen, was doch bei einem so reichlichen Tisch, wie dem unsrigen, immer abfällt, unsern drei Jungen seine elegante Muttersprache beizubringen? Wenn schon alles mit ihm abgemacht wäre — was dann?“

Er fuhr sich mit der Hand an den Kopf. „Oh, ihr Weiber, ihr Weiber, wenn ihr etwas wollt! Und in der einzigen Zeit, wo wir uns mit den Kindern gemächlich haben, soll nun der fremde Mensch dabei sitzen.“

Sie konnte ganz streng und würdig aussehen. „Gustav, ich finde Dich kleinlich. Wir werden den Mann doch bald kennen lernen. Er ist eine bescheidene, vornehme Erscheinung. Die Kinder werden nebenbei auch beste Manieren lernen. Man sieht aber mal wieder den gewaltigen Unterschied zwischen Vater und Mutter. Wir bringen stillschweigend Opfer, während Ihr . . .“ Sie zuckte mit den Achseln.

Tänzelnd und singend zog sie ihn, der ihrem frischen Uebermut nicht widerstehen konnte, im Zimmer herum, bis er atemlos ausrief: „Genug, genug. Aber, sag' mal Du — zwei Gänge? Ich denke, es soll keine Unkosten machen?“

„Soll es auch nicht,“ bestätigte sie ihm. „Wir essen das übrige abends kalt. Es darf doch das erste Mal nicht knapp ausgehn.“

Der nächste Mittag kam. Die Langeschen Jungen stürzten zur Entree, um den neugierig erwarteten Herrn Deurpont hineinzulassen — ein schwächliches Herrchen, mit sehr schwarzem Schnurbart und leuchtend weißen Zähnen. Man wartete mit dem Essen noch auf den Hausherrn. Der neue Lehrer benutzte die Zeit, um sofort mit dem Unterricht zu beginnen. Er war im Nu mit den Kindern bekannt. Bequem im Schautstuhl liegend, benannte er ihnen die

Einrichtungsgegenstände des Wohnzimmers in seiner Sprache. Gertrud, die mit der Zofe den Tisch besonders sorgsam deckte, erlauschte voll heimlichen Triumphes, wie außerordentlich vernünftig er vorging.

Es schellte wieder. Als unerwarteter Mittagsgast stellte Gustavs Mutter sich ein. Eine glückliche Ahnung führte sie ins Haus, denn sie ließ ihr Leben für einen guten Gänsebraten. Herr Deurpont betrachtete sie etwas argwöhnischen Auges — doch, das lag in ihrer Art.

„Du müßest sagen ma mère (meine Mutter)“ verbesserte Deurpont.

Und nun sprachen alle drei das französische Mutter nach, die frischen Mädchen sehr breit ziehend, indem sie das „ä“ hervorhoben, wie Herr Deurpont es ihnen vormachte.

Der Lehrer wandte sich, indem er gleichsam auf seinen Erfolg fußte, mit einer so zu sagen fordernden Liebenswürdigkeit an die Hausfrau.

„Du boisson (Getränk), ich bitte, Madame.“

peinlich, ihn ohne Kumpare runter zu gießen.

Die drei Knaben lernten inzwischen, wie die Gans heißt. Gertrud zerlegte gewandt die beiden mächtigen Vögel, Großmutter und Vater sahen, um den Lehrgang in keiner Weise zu unterbrechen, voll schweigender Wut drein. Zwischen durch beobachtete die alte Dame auch scharf den Fleischteller auf dem die Stücken sich häuften. Ihr zumeist Bewertetes waren die knusprig braunen Schürzen, die appetitlich zu oberst



Der Loppentalbrunnen in Stuttgart.

Eine neuartige Verschmelzung von Architektur und Malerei enthält der neue Loppentalbrunnen in Stuttgart, ein Werk des Maler-Architekten Oberbaurat Professor Gustav Gumbert. Das Gemälde, die Darstellung der Heiligkeit des Wassers in Fresko schildernd, wie der Brunnen selbst, ist eine Meisterleistung und gereicht der von zahlreichen Weinbergen, Gärten und Villen umgebenen und an lebendigen Bauten und Denkmälern reichen württembergischen Hauptstadt zur weiteren Zierde.

Nun erschien auch das Familienoberhaupt. Er begrüßte den mitessenden Präzeptor gezwungen, war jedoch von den Pflichten der Gastfreundschaft genügend durchdrungen, um ihn nicht geradezu vor den Kopf zu stoßen.

An jeder Seite einen seiner hoffnungsvollen Zöglinge löffelte der Franzose mit schier affenartiger Geschwindigkeit die Suppe aus und hielt lächelnd der aufschöpfenden Wirtin den Teller zum zweitenmal hin. Wohl oder übel mußte sie ihm den Anteil des Dienstmädchens opfern, das ihr solche Entziehungen immer durch Auffälligkeit heimbrachte.

Was Frau Gertrud neuen Mut gab, war die Gewissenhaftigkeit, mit der der Mentor seiner übernommenen Pflichten eingedenk blieb.

„Mama, ich weiß schon potage (Suppe)!“ rief der achtfährige Paul.

Ma mère (meine Mutter) wollte sich nicht lumpen lassen. Etwas französisch sah ihr noch fest im Kopf. Freilich hätte der Mensch abwarten können ob es Fisch gab.

„Wir werden ein andermal du poisson (Fisch) essen,“ entgegnete sie etwas steif.

„Ach, Madame verstehen nicht! Du boisson, zu trinken. . . Eine kleine weiße Wein, ich bitte darum.“

Gustav schloß die Zornader. Er nahm mittags nur Wasser und nun forderte dieser nichtstossende Praktikant als gutes Recht eine kleine weiße Wein. Abschlagen ließ es sich nicht. Unter Großen gab er den nötigen Schlüssel. Das Mädchen brachte denn auch eine entfornte Flasche nur, verärgert wie sie war, langte sie die erste beste — anstatt des bescheidenen Moseblümchens — Gustavs besten Tropfen, den teuren Rheinwein. . .

Herr Deurpont nahm übrigens diese große Wein nicht übel, auch war es ihm keineswegs

lagen. Nach kurzem Kampf zwischen Lust und Pflicht reichte die Hausfrau dem Franzosen vor der Schwieger-mère (Mutter) den zerschnittenen Braten.

„Ich liebe diesen germanischen Spezialitäten,“ versicherte Deurpont, eignete sich ein Schürzenteil zu und nun beim freundschaftlichen Grinsen seine blendenden Zahnreihen zeigend, auch das zweite. Es folgten, wohl um die Portion abzurunden, eine ganze Brustleiste nebst Keule, hierauf gab er, selbst jetzt nach voller Unhänglichkeit für das herrlich duftende Geflügel, die Schüssel zögernd weiter an die enttäuschte alte Dame.

Er machte dann eine nur oberflächliche Anleihe bei der Kartoffelschüssel und wandte sich — vielleicht war ihm das deutsche Sprichwort bekannt „für nichts, ist nichts,“ — an Otto, den zweiten der Langeschen Buben, der an einem starken Schnupfen litt und fortwährend schnüffelte.

„Ote ton mouchoir (nimm Dein Taschentuch heraus)“, sagte er.

Die beiden andern Brüder stießen sich an und lachten. Endlich sagte der kleine Hans: „Aber der heißt doch nicht Otton, er heißt doch man bloß Otto.“

Ein grimmißes Lachen umspielte die Lippen des Hausherrn und seiner beraubten Mutter. Frau Trude fand den Wig beiseidenweise ganz gut, und schon, um es zu unterstreichen, daß ihre französische Idee nicht nur praktisch, sondern auch amüsant sei, lachte sie herzlich. Ihre Schwiegermutter blidte Dolche. Sie ging bald und nahm von ihrem Sohn mit betonter Wehmuth, beinahe tonlosend Abschied, indem sie einflucht; sie lehre vorderhand nicht wieder, da sie eines fremden Eindringlings wegen unwürdig behandelt würde.

In satter Seelenruhe strich Herr Deuzpont sich das festglänzende Schnurrbartchen über den gesunden Kautwerkzeugen glatt, und verschwand mit den drei Zöglingen in deren Arbeitszimmer, um sie in allem Ernst vorzunehmen.

Eine Viertelstunde später betrat Gertrud die Schlafstube, wo sie mit ihrem Gatten gemeinsam Mittagstische zu halten pflegte. Diese Räte brannte auf ihren Wangen — sie zog die Stirn trau.

„Nanu,“ sagte er und sah von seiner Zeitung auf, „das dauert ja heute so lange bei Dir! Du hast Deinem französischen Schülgen wohl erst ein paar appetitregende Tropfen gegeben. Himmel, Trude, ich freu' mich wahrhaftig, wenn es jemand bei uns schmeckt — aber der! Eine Gans hat er beinahe allein aufgefressen; mit den kalten Resten können wir die Hunde füttern, da wir zufällig nicht auf Knochenkonserven eingerichtet sind.“

„Kommst Du mir auch noch?“ fragte sie heftig, Tränen in der Stimme. „Nicht genug, daß Rene mir eben kündigte, weil sie sich das mit der Suppe nicht gefallen lassen will.“ Mit einem tiefen Seufzer sank sie auf dem Sofa nieder.

Gustab aber fuhr hoch. „Was,“ rief er, „das tüchtige Mädchen geht um den französischen Nimmersatt! . . . Das muß ich sagen, liebe Trude, Deine ganze Einrichtung ist auch in ihren Folgen hochpraktisch . . . und von einer Billigkeit!! Rechnen wir das Bare einmal zusammen. Eine Gans fünf Mark, eine Liebfrauenmilch vier, sind neun; die Metzfrau für ein neues Mädchen sechs, macht fünfzehn, Du — fünfzehn Mark. Die Summe einen Monat lang macht vierhundertfünfzig Mark. . . . Das würde mich in einem Jahr ruinieren. . . . Dabei ist es vorläufig nur der materielle Schaden. Der ideale ist gar nicht abzuschätzen. Die verloren, tüchtige Arbeitskraft und auch, daß meine gute, alte Mutter wegleibt. . . . Wie hoch schätzt Du das ein?“

Trude räusperte sich. „Du sprachst selbst von idealen Werten, für die hat jeder seinen besondern Maßstab. . . . Zimmer würd' es auch nicht so gehen. . . .“

„Aber ähnlich. Und nun möcht ich vor allen Dingen wissen — es läßt sich durch die Glastür vom Flur aus unbemerkt machen — was er mit unsrer Gesellschaft anstellt.“

Der besorgte Vater schlich sich hinaus und war bald wieder da, indem er sich die Seiten hielt vor Lachen.

„Ha, ha; ha, ha! Ich hab' eben eine schlafende Boa constrictor gesehen nach der Aeklung. Sie hatte ein rothbeines Taschentuch übergebreitet und lag mollig zusammengerollt in einem Fauteuil, das sie sich wohl aus Deinem Zimmer herüber holte.“

„Ein bißchen frech. Aber die Jungen — er sollte ihnen doch etwas beibringen.“

„Hänschen sah artig und spielte mit Domino-Steinen. Die beiden Großen schrieben irgend etwas auf große Bögen. Nun, Trude, das ist doch wirklich nicht die vernünftige und praktische Weise. Sag' selbst; sei nicht eigensinnig.“

Er sah sie mit bittenden und sehr lustigen Augen an. Sie konnte nicht anders, sie mußte bestimmt nicken. Und dann, ja, dann lachte auch sie so herzlich, daß aus der beabsichtigten Stille nichts wurde.

Nachdem Herr Deuzpont im Laufe des Nachmittags und Abend noch ein erstaunlich einnehmendes Wesen entwidelte allem Ebbaren gegenüber, nahm er unter Schmunzeln Abschied und versprach pünktliches Wiedererscheinen am nächsten Tage.

Der Hausherr meinte dies schriftlich sehr entschieden ab, es blieb bei dem einen Mal. Als einzige Erinnerung an die kurze Laufbahn des französischen Lehrers sind in dem Haushalt drei Worte verblieben, die er die Zöglinge während seiner Verbauungsruhe hundert mal niederschreiben ließ. Sie lauten: Ote ton mouchoir (nimm den Taschentuch heraus). Mit der Zeit bürgerten sie sich so fest ein, daß man Otto lange noch heute, wo er ein stattlicher Gymnasiast ist, der lange theoretisch und praktisch auf der Schule in das schöne Französisch eingeweiht wurde, händelnd ruft „Oton Mouchoir!“



Alte Schule.

von E. Wenzel.

Der alte Herr war mir sofort aufgefallen, als ich ihn zum ersten male sah. Er war mit geschmackvoller Einfachheit gelehrt, und der etwas altmodische Zylinderhut paßte gut zu dem feinen, blauen Gesichte mit dem stark ergrauten Haar und dem silberweißen, nach der Mode Kaiser Wilhelms I. am Rinn austretenden Bart.

Keineswegs aber war es diese äußerliche, die mich auf ihn aufmerksam machte, vielmehr sein ungewöhnliches Benehmen.

Zuerst begegnete mir uns in der Straßenbahn. Ich sah bereits, als er mit höflichem Lächeln seines Hutes eintret und einen noch freien Platz neben dem Eingange einnahm. Was den Gruß anbetraf, so mußte er sich wohl in der Person geirrt haben, denn niemand dankte ihm. Das schien er aber nicht zu bemerken. Bald darauf war der Wagen dicht besetzt, auch auf dem Vorder- und Hinterperon herrschte Gedränge, denn ein plötzlicher heftiger Regenschauer hatte den Frieden des Sommer-tages jäh gestört und veranlaßt einen wahren Sturm auf den schützenden Wagen. Da wurde auf einer Haltestelle noch eine arm-

lich aussehende Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm vom Schaffner in den Wagen geschoben, ganz gegen die amtliche Anordnung und sehr zum Mißfallen der Mitfahrenden, unter denen einige ihrem Unwillen recht deutlich Ausdruck gaben. Die Frau stand allerdings auch im Mittelgange den zunächststehenden sehr im Wege und hatte einen sogar auf den Fuß getreten. Da erhob sich der alte Herr von seinem Sitzplatz, lud die bleiche Frau mit verbindlichem Gruße ein, sich an seine Stelle zu setzen, und suchte in dem Gedränge des Perrons ein Stehplätzchen zu gewinnen, wo er bis zum Ende der noch ziemlich langen Fahrt verblieb.

Die Frau war ganz rot geworden, weil alle Blicke noch mehr als früher auf sie gerichtet waren, und anfangs zögerte sie, den ihr so freundlich und unermüdet angebotenen Sitz einzunehmen. Sie tat es erst, als ein bieder Stehgaß vom Perron Mäx machte, sich auf die freie Stelle zu setzen.

Mehrere der Wageninsassen, die den Vorgang bemerkt hatten, schüttelten darob verwundert oder auch mit spöttischem Lächeln die Köpfe, ein vierschrötiger Herr, anscheinend ein Viehhändler, murmelte etwas, das wie „verrückt!“ klang, in seinen vorstigen Bart, während ein junger, eleganter Modestherr mit einer zierlichen braunen Altemappe, der später beim Amtsgerichtsgebäude ausstieg, sein Monocle neugierig auf die arme Frau richtete, die still und schüchtern sich mit ihrem Kinde in die Ecke brückte.

Damals prägte sich mir die Erscheinung des alten Herrn sofort ein, und seitdem habe ich ihn oft bei den verschiedensten Anlässen wiedergelesen.

Im Theater sah er kürzlich in derselben Partettreihe, in der auch mein Platz war. Als er kam, hatte die Vorstellung noch nicht begonnen, aber doch saßen schon mehrere Personen in dieser Reihe. Da hat er nun jeden, an dessen Sitz er vorbeigehen mußte, um Verzeihung für die Störung, ganz leise, nur mit einem Worte, und wenn man sich dann von den Klappstühlen erhob, um ihm das Durchkommen bequemer zu machen, so hatte er jedesmal ein freundliches Dankeswort.

Ein seltsames Benehmen.

Als ob man nicht auf sein Billet hin das gute Recht hätte, unter allen Umständen den darauf bezeichneten Platz zu fordern und einzunehmen, ganz einerlei, ob dabei jemand belästigt wird oder nicht! Es ist doch allgemeiner Brauch, daß man selbst nach dem Beginn derartiger Aufführungen ganz ungeniert sich an seinen Platz beßet.

Und dann das Bitten überhaupt! Wer bittet denn heutzutage noch um irgend etwas, ausgenommen die Bettler an den Türen! „Ersuchen“ ist doch das höchste, was der moderne Mensch im gewöhnlichen Verkehr noch über sich gewinnt, vorausgesetzt, daß es sich nicht um einen Flirt im Ballsaal oder im Gesellschaftsalon handelt, wobei man selbstverständlich jeden unreifen Backfisch oder jeder höflichen Närrin „untertänigst zu Füßen“ kriecht, oder um Unternehmungen, die unter dem Einflusse des studentischen Kommentars stehen, wobei das „sich gestatten“ und „sich erlauben“ und „gehorsamt bitten“ und „die schätzbare Ehre haben“ kein Ende nimmt. Aber sonst darf

man doch beileibe nicht bitten und ebensovienig danken. Das würde ja fast pöbelhaft sein.

In einem unlängst veranstalteten Sossien-Konzert habe ich den alten Herrn fast eine Viertelstunde still an der Tür stehen sehen, weil er offenbar die seltsame Marotte hatte, das zarte Maqui des Violin-Konzertes nicht durch irgendwelches Geräusch stören zu wollen. Das war vielleicht sehr liebenswürdig gedacht, aber doch ganz und garnicht forsch. Da imponierte das Auftreten des stattlichen Herrn, der etwas nach ihm den Saal betrat, ganz anders. Der durchmaß mit wichtigen Schritten, die das Schußzeug laut und andauernd erklangen ließen, den Raum und ließ sich nach längerer Auseinandersetzung mit dem Saalbediener von diesem seinen nummerierten Platz anweisen. Das war männlich, selbstbewußt, imponant.

Eine merkwürdige Figur spielte der Alte auch in einem unserer großen Galanterie-Bazare, wo ich ihn kürzlich beobachtete. Während alle übrigen Herren mit bedecktem Haupte dastanden, einige sich auch während des Vorlegens und Auswählens auf Stühlen niedergelassen hatten, behielt er den Hut in der Hand, sprach mit den oft hart angelassenen Verkäuferinnen in einem Tone, als ob er in Gesellschaft mit Damen verkehrte, und hatte auf die Aufforderung des Geschäftsinhabers, sich doch zu begeben, nur eine sanft ablehnende Handbewegung und ein feines Lächeln.

Im Restaurant weiß er sich ebenfalls nur sehr mangelhaft zu benehmen. Anstatt sich durch lautes Rufen oder Klopfen dem betreffenden Frisch oder Herrmann hemmlich zu machen, wartet er still, bis ein dienstbarer Geist in seine Nähe kommt, und winkt ihn dann mit einer fast unmerklichen Kopfbewegung herbei, ganz selten ruft er leise: „Kellner!“ Ja, so wenig gebildet ist der Mann, noch „Kellner“ zu sagen, obgleich doch alle Welt weiß, daß der Aufwärter „Ober“ genannt werden muß.

Merkwürdigerweise scheinen ihn die Kellner trotz dieses schweren Mangels an Form recht gern zu bedienen. Sie überhören manden, der überlaut nach dem „Ober“ rief, um zuerst des Alten Wünsche zu befriedigen. Vielleicht trug dazu die weitere Seltsamkeit bei, die der Sonderling dadurch an den Tag legte, daß er um jeden ihm zu leistenden Dienst auch hier hat und hernach sich dafür bedankte. Man denke: bei dem Kellner, der doch durch das Trinkgeld mehr als genügend abgelohnt wird!

Auf der Straße benimmt sich mein Beobachtungsobjekt ebenfalls sehr sonderbar, weil er auf Schritt und Tritt Dinge tut, die keinem verständigen Menschen einfallen. Ich habe ihn schnell und ohne einen Blick zur Seite zu wenden, vorübergehen sehen, als eben ein Schuhmann mit dem Transport einer sehr rentierten, betrunnenen Frauenperson beschäftigt war, was doch aller Augen auf sich zog; ich habe beobachtet, daß er ein schmutziges Proletariatskind, das niemand hätte anfassen mögen, aus der Gasse aufhob und ihm die blutende Stirn mit seinem eigenen feinen Taschentuch abwischte; ich habe darauf geachtet, wie er behutsam über die bunten türkischen Bohnen wegtrat, mit denen die Kinder auf dem Trottoir spielten, wie er einem mirbelnden

Kreisel vorsichtig aus dem Wege ging, wie er den Staubfleck, den ein von Kinderhand getriebener Reifen an seinem Beinkleid verursacht hatte, ohne Erregung, ja mit freundlichem Lächeln abklopfte; er rief nicht nach der Polizei!

Bei einem Leidensgefolge sah ich den alten Herrn kürzlich still und ernst seines Weges gehen inmitten einer Gruppe laut sich unterhaltender „Leibtragender“, deren fröhliche Mienen darauf schließen ließen, daß einer unter ihnen soeben einen besonders guten Witz oder ein pikantes Geschichtchen losgelassen habe.

In der Bildersammlung der Kunst-Ausstellungen sehe ich ihn oft schweigend vor den Kunstwerken, in deren Anblick er versunken scheint, ohne sich durch laute Ausdrücke des Beifalls oder des Mißfallens bemerklich zu machen. Auch wenn er dort Bekannte trifft, ändert sich sein Benehmen nur wenig. Höchstens durch ein leichtes Kopfnicken macht er seine Begleiter oder Begleiterinnen auf dieses oder jenes Gemälde aufmerksam, und tauscht er mit ihnen niemals eine Bemerkung aus, so geschieht es in distinktem Flüsterton.

In unserer Stadt muß der seltsame Herr viele Bekannte haben, wenigstens sind der Leute nicht wenige, die ihn mit offener Wertschätzung grüßen. Freilich sind darunter viele, die nicht gerade den „besseren geleiteten Ständen“ angehören, sondern in schlichtem Arbeitskleide ihren Lebensweg gehen. Und auch diesen gegenüber verlegen sich die Eigentümlichkeiten des Alten nicht, indem er nämlich Grüße von augenscheinlich weit unter ihm stehenden Personen, selbst solche von halbwilligen Burschen oder von Kindern, nicht etwa vornehm ignoriert oder mit nachlässigem Handheben nach der Krampe seines Hutes erwidert, sondern stets den Cylinder vollständig abnimmt, als ob er mindestens einen Baron grüßte.

Wer der Mann eigentlich ist, habe ich trotz mancher Nachfrage nicht in Erfahrung bringen können.

Selbst mein Freund Schulze von der Firma Schulze, Lehmann & Co., der als hochmoderner Mensch in allen möglichen und unmöglichen Vereinen ist und eine unheimliche Menge Menschen aus allen Gesellschaftskreisen kennt, wußte mir keine Auskunft zu geben. Als ich ihn gelegentlich auf den alten Herrn aufmerksam machte und dabei meine Beobachtungen auskramte, meinte er, wenn es so um den stehe, so verlohne es sich überhaupt nicht, den Mann kennen zu lernen, denn das müßte ja ein ganz rückständiger, ein geradezu vorurteilsvoller Kerl sein, der von den Sitten und Rechten des modernen Menschen, namentlich von dem Recht der freien Entfaltung der Persönlichkeit keine Ahnung habe. Sein Benehmen erinnere geradezu an das, was in der alten, nun schon seit Jahrzehnten glücklich überwundenen Schule der Menschenerziehung als „Takt“ bekannt gewesen sei. Mein Freund Schulze ist nämlich auf allen Gebieten sehr beschlagen.

Er wird auch hierin recht haben. Lassen wir also den alten Herrn mit seiner alten Schule ruhig weiterlaufen.

Es lebe der Fortschritt!



Ostbraten aus Breckelische Art mit Salat und Kompost. Der Ost, an dem man nur den Rücken und die Seiten läßt, wird geputzt und einige Stunden in eine Beize von Essig, Zwiebeln, Wurzelwerk, Gewürz mit einem Lorbeerblatt und etwas Petersilie gelegt, abgetrocknet, gesalzen, in der Pfanne mit Butter gebraten, zuletzt mit Rahm abgekocht, und beim Anrichten mit Kapern bekrönt.

Schnecken. Nachdem man die gewaschenen und gesäuberten Schneckenköpfe in dünne, halbrunde Scheiben geschnitten hat, kocht man sie in kräftiger Fleischbrühe weich, verreibt die Kante mit in Butter gerösteter, geriebener Semmel und würzt das Gemüse mit dem nötigen Salz und etwas Muskat.

Frankische Zwiebelkuchen. Man schneide kleine weiche Zwiebeln in feine Scheiben, schmeiße sie mit Butter gebraten, lasse einige Köpfe Mehl damit durchschwenken, gleiche Fleischbrühe oder auch nur kochendes Wasser dazu, und kochte hiervon, nachdem das Mehl klar gequillt ist, eine dünne Suppe, wozu sie mit ein wenig gelbem Pfeffer, Salz und Muskat und richte sie über geröstete Scheiben von Milchbrot an.



Muttersprache.

Wohl wert noch bis zur letzten Stunde
Bleibt uns der Muttersprache Klang.
Das erste Wort, das aus dem Munde
Des Kindes lallend sich entrang,
Wag jeder auf der weiten Erde
Sich daran ungestört zu erproben,
Dah niemals ihm verwehrt werde,
Sich diesem Kultus frei zu weihen!

Wie sie sich nennen die Nationen
Auf diesem großen Weltgrund,
Ob sie vereint, vereinzelt wohnen,
Ob sie vereint zum Völkerverbund;
Sie sollen ihre Sprache ehren,
Sie ist des Herzens warmer Laut,
Und treu und recht soll man sie lehren
Als Grundstein allem, was man baut.

Doch, wenn man gleiches Recht für alle,
Wie sie auch heißen, kühn verlangt;
Wenn mit gelehrtem Wörterdwall
Fast trogig wird das Ziel erlangt;
Dann sei das Eine nicht vergessen,
Dah, welchem Land man angehört,
Mit gleichem Maße wird gemessen
Und jedem gleiches Recht gewährt.

Die Sprache, die wir eben sprechen,
Vom edlen deutschen Vaterland,
Sie muß die Bahn sich siegreich brechen,
Wenn jeder Deutsche sich ermannet;
Und in der fremden Völker Mitte
Da bringe sie den Friedensgruß,
Das deutsche Herz, die deutsche Sitte,
Und jedem Freund den Bruderhau.

Maria Schmuckhausen-Donan.

Der Liebesstern.

Hundertzwanzig deutsche Meilen
Und noch mehr, was hinderlich,
Schob die Erde fest einseitig
Zwischen mich und zwischen Dich.

Besser meint es uns der Himmel:
Liebesleute, die sich fern,
Haben ja im Sternengewimmel
Nächtlich einen Liebesstern.

D'rum Kind, wenn der Abend dunkelt,
Schau nach uns'rem Sterne Du —
Wenn er dann recht golden funktell,
Glaub' ich an das Rendez-vous!

E. Sch.

Ernst und Scherz.

Ein Märchen von der Loangoküste. Der bekannte Afrikareisende Herr Peschel-Lösche überliefert folgendes anmutige Märchen, welches er bei den Bewohnern der Loangoküste, die übrigens

gutherziger, freundlichere
und friedfertiger Leute
sein sollen, als wir gestirte
Europäer uns gemeinlich
träumen lassen, oft hat er
zählen hören: In einem
frühen Morgen, wenige
Tage vor dem Eintreten
der Regenzeit, traf das
Verhöhnung auf seinem
Baggergange den Büffel.
„Was willst Du, Freund?“
fragte das Verhöhnung.
„Du siehst so nachdenklich
aus; ist Dir Böses wider-
fahren?“ Der Büffel schüt-
telte sein dunkles Haupt;
„nicht Böses eigentlich“ an-
wortete er, „das mir wie-
derfahren wäre, beschwört
mein Gemit und verbietet
meinen Sinn. Ich sehe die
Regenzeit nahen und bin
jetzt ausgegangen, um bei
den Fremden umherzu-
fragen, ob keiner von ihnen
für die schlimmen Tage mit
ein Umfalten, gemäß

ein Unrecht, wenn geäußert wird: — „Der Büffel,“ sagte das Perl-
 hühnchen, „wie möchte ich andre bitten, wenn
 ich selbst im Nothe bin, mir zu helfen! — Wäre
 Dir ein Haus, in welchem Du während der Regen-
 zeit wohnst, so bist Du sicher, Deinen Beiz nicht
 durchwässern zu müssen, und seinem von Deinen
 Freunden braucht Du ein gutes Wort zu geben.“
 Damit war der Büffel zufrieden und beide ver-
 ardeten nun, sich miteinander ein Haus bauen
 zu lassen, für die Zeit des Regens. „Schlepp
 Du Holz und Schilf herbei,“ sagte das Perl-
 hühnchen, „Du bist groß und stark und kennst die
 Wege; ich eben unterdessen den Aß und fülle
 die einzelnen Stüde zusammen.“ Auch das war
 dem Büffel recht; bald waren beide beschäftigt,
 das Haus zu rüsten, dessen Mauern schnell in die
 Höhe wuchsen. Als der Büffel endlich, nachdem
 er die letzte Stütze Schilf, nur welcher das Dach
 gedeckt werden sollte, herbeigekloppt hatte, aus-
 gezogen war, um auch seine wenigen Gefähr-
 ten noch zu holen, und mit diesen besetzt wieder
 vor dem fertigen Hause stand, konnte er gretzeli-
 ch nicht finden das Perlhühnchen und die Tür.
 „Wo bist Du, Perlhühnchen?“ rief er deshalb vor-
 dem Hause, Dich sehe ich nicht und kann auch
 die Tür nicht finden.“ Doch das Perlhühnchen
 antwortete: „Dier bin ich Büffel! hier im Hause,
 und hier unten, sich nur hierher, hier ist auch
 die Tür.“ Da blinnte der Büffel nieder und
 schaute ganz unten in der Erde ein kleines Löchlein,
 durch welches das Perlhühnchen seinen Kopf
 steckte. — „Was,“ rief nun der Büffel entrüstet,
 „das soll die Tür sein?“ — Die Tür ist viel zu
 klein für mich, durch dieses Löchlein kann ich
 nicht hinein.“ „Das ist auch nicht notwendig,“
 sagte das Perlhühnchen, „die Hauptnase ich, daß
 ich im Gänsehn sitze. Für die Nase, die Du Dir
 gegeben hast bei dem Bau des Hauses, danke ich
 Dir recht sehr.“ Damit zog das Perlhühnchen
 seinen Kopf zurück, und der Büffel mußte nun
 doch noch, wollte er nicht naß werden, schnell zu
 einem seiner Freunde laufen und diesen um ein
 Unternehmen bitten, denn eben legte sich eine
 große schwarze Wolke vor die Sonne, es fielen
 sogar schon einige große Tropfen. Und die
 Moral von der Geschichte? — Klugheit besteht im
 Leben oft weicher, trockener und wärmer als
 Stärke. —

Der Weinessig ist seit den ältesten Zeiten bekannt. Bis in unsere Zeit hinein hat sich der

Gebrauch desselben zu Heilzwecken und als Würze der verschiedensten Speisen erhalten; zwar fanden nach und nach auch andere Essigsorten als Surrogat in den Handel, als: Obst-, Bier-, Getreide-, Wein-, Meissegig, neuen Datums die aus Holz destillierte Essigsäure. Aber Weineigig gilt doch seines lieblichen Aromas und angenehmen Geschmacks wegen als der feinste und beste; er wird deshalb mit besonderer Vorliebe in der feineren Küche benutzt. Neben 5—7 Prozent Essigsäure enthält er die Bestandtheile des Weines, wie: Citralisäure,

Sprachverordnungen. Uebertriebene Höflichkeit legt uns mitunter sonderbare Schemen in den Mund; so fragt man z. B., wenn man etwas wissen oder haben möchte: „Dürfte ich Sie vielleicht fragen, ob . . .“; oder: „Darf ich Sie bitten, um . . .“ Man verlangt hierauf ohne Weiteres das Gewünschte. Die richtige Antwort auf solche Fragen ist aber immer: „Können dürfen Sie (oder auch nicht) —, ob ich es Ihnen aber gebe, ob ich es überhaupt habe.“ Jedemfalls hätte der Drohsprechfuhler gar nicht

Unrecht, welcher die Frage: „Küßlich, können Sie mich fahren?“ beantwortete: „Na, wovon jloben Sie denn, daß ich hier oben sigel?“ Das Wüchsen „Ach“ ist ursprünglich ein Ausruf des Schmerzes oder der Verwunderung, überhaupt des Gemüthsaffektes. Wir brauchen dies Wüchsen „Ach“ aber heutzutage bei allen möglichen Gelegenheiten. Man hört gleichmäßig: „Ach, der Geliebte floh —“ und „Ach, Anna, bringen Sie den Kaffee“, worauf Anna mit demselben Ungenauigkeit antwortet: „Im Augenblick“, und uns eine halbe Stunde warten läßt. Dieses „im Augenblick“ und „im Moment“ darf man überhaupt nicht wörtlich nehmen, am allerwenigsten, wenn jemand uns bittet: „Vorgen Sie mir doch fünfzig Taler; kühler Vergeltung!“ Sonst beim Hundert können wir den Leuten die „Augenblick“ in Permanenz bejündeln. e. Doktor: „So — Sie bezahlen?“ Da er: e. Doktor, für die Medizinalen, aber für die Wüch, da der.“ „Das Kochen ist aber ein!“ Er: „Und das Essen

Vierthlilige Scharade.

Völk' schon war die Nacht gesunken auf die Hüften! that die
 Heide lagen Er'ß' und Zwette, schwach erollt vom Mond-
 Und denn erloschen in den Feinen waren Licht und Demeuer,
 Und die erste Silbe war dem hohen Stadtrat viel zu teuer.
 Nur in einer kleinen Schenke lag ein Stübli noch dem
 Bis der mied Schenk'wird endlich heimwärts trieb den le-
 Tausend! trat er auf die Straße und im feldigen Mondes-
 Sang mit biergetrübtem Basse er so manches lust'ge Gange
 Zimmernd fuhren in den Zelten die Whistler
 Nach es trat den Unruhstiller felsenweit die gerechte Strafe,
 Denn ein Wähler, den das Singen minder als den Sanges-
 hielt ihn fest, so wie der Eber mit den Leggen padt die
 Und im Recht! auf — die Rittige bietet unbesuene Pa-
 Wagt! den Drei-Zwei der stark begedte Stübli bis zum
 andern Tage

Buchstaben - Rätsel.

Beim Regen bin ich oft im Wald,
Der kleinen Gnomen Aufenthalt,
Denn ob es hagelt, donnert, blizt,
Sie sitzen unter mir geschützt.
Ein and'rs Reiche vorgelegt,
Nacht mich von Jägern sehr geschäft,
Zu eben wenn es kühlt und droht.
Auch bin ich etner, dem die Not
Aus jedem Blick zu guden scheint
Und der doch Geld mit Geld vereint.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
 Geleg vom 11. VI. 70.
 Verantwortlicher Redakteur A. Jhring, Verli-
 Druck und Verlag von
 Jhring & Fahrenholz, Berlin S. 42, Prinzenstr.



Eine Abfuhrgesellschaft.

Nether, Salze u. s. w. Durch den Gehalt all dieser Stoffe unterscheidet sich derselbe von den andern Eßigsorten. Nun sind zwar bei Weitem nicht alle Weinessige, wie sie jetzt im Handel vor-

Raffel

Von F. von Minra.

Ich, das Rätselwort Dir manches bringe.
Kann Dein einfach „danke“ Dir verwandeln,
Daß es Deiner Seele frei entpringe,
Zeuge gibt von Deines Geistes Handeln.

Und was „dichi“ bei Dir ist sonst erschienen,
Wird durch mich sofort zur Poesie.
Ob sie als die echte Dir kann dienen?
Sicher kommt es an hier auf das „Wie“.

Wißt Du nützen auf der Erdenreise,
Mache keinen „Halt“ in Deinem Streben,
Füge mich hinzu dann lieber weiße,
Suche das zu geben Deinem Leben.

Kreuzt ein „Wicht“ wohl einmal Deine Wege,
Der sich zu leidenschaftlich möchte rühren,
An den Kopf dann schleunigst mich ihm lege,
Dort ist's aus dem Menschen, mich zu führen.

Wer da eine böse Tat verbrochen,
Deren „Wißen“ oft ihm Bein bereitet,
Fühlt im Innern leises, banges Pochen,
Wenn dies „Wißen“ wird durch mich begleitet.

Eine „Wand“, wenn sie sie Dich geniezet,
Kann ich Dir entfernen jederzeit,
Hast mir statt dessen, was Dich zieret,
Dich wärmt und fliehet hilfsbereit.

Kaufst ein „Behr“ Dir Melodien entgegen,
Wird's mit mir erbalten andern Klang,
Scharf töne dann die Lust durchbeben
Einst bei Weßler's trautem, sanftem Sang.

Doch, wenn ich allein für mich soll stehen,
Bin ich nichts und gebe keinen Sinn;
Stets mit Andern meines Gleichen gehn
Ich, weil ich sonst nicht glücklich bin.

Auflösung folgt in Nr. 3.

kommen, lediglich aus Wein bereitet; im Gegentheil die wenigsten, da der hierfür vom Fabrikanten resp. Händler zu verlangende Preis nur selten angelegt wird. Diese nur aus Wein bereiteten Weineisse kommen vorzugsweise aus Frankreich.